

(Nachdruck verboten.)

Die Badereise der Familie Hellvik.

8) Von Alfred af Sedenstjerna.

Als später ein junger Mann im wehrpflichtigen Alter und fürchterlich seiner Mutter ähnlich von einem Zimmer oben heruntergekommen und von Frau Berg als „ihr Sohn von der technischen Hochschule“ vorgestellt war, steckte Onkel Gustav die Daumen in die Westentaschen und murmelte, ohne daran zu denken, daß er nicht mäschenstill schwieg:

„Eine f... f... förmliche Men... n... nagerie!“

„Was willst Du, Emma?“ rief er erstaunt, als die Schwägerin voll Verzweiflung seinen Arm drückte. —

Die Kurgäste aßen bei schönem Wetter auf einem überdeckten Balkon, der sich an der ganzen Vorderseite des Gesellschaftshauses in Höhe der ersten Etage hinzog. Als man die Familie Hellvik über den Brunnenplatz auf das Gesellschaftshaus zusteuern sah, ließ man allgemein Messer und Gabel ruhen.

Papa Hellvik sah recht fein aus, die Mädchen waren hübsch, Axel trug eine Schulmütze mit Farben, Onkel Gustav war so elegant, als er nur sein konnte, und Mama war ja immer die beste Mama auf der Welt, aber dennoch lag etwas unbegreiflich Originelles über dem Ganzen.

Als sie eintraten, eilte der Badearzt sehr schnell auf sie zu, stellte sich vor, hieß sie willkommen, verschaffte ihnen einen vortrefflichen Platz und begann sich sogleich über die vortrefflichen Eisenwasser in Gesundbrunnen zu verbreiten, über die herrlichen Bäder und deren wunderthätige Wirkungen.

Aber Frau Hellvik lachte sehr mütterlich und sagte so laut, daß man es an den nächsten Tischen hörte:

„Ach lieber Herr Doktor, des wegen sind wir nicht hergereist. Ist ein Mensch krank, dann soll er zu Hause bleiben, im Bett liegen bleiben und Medizin schlucken. Wir sind hergekommen, um uns zu amüsiren, und ich habe zu Albert und den Mädchen vor etwa einem halben Jahr gesagt: Sind wir nächsten Sommer alle zusammen recht gesund, dann wollen wir nach Gesundbrunnen reisen und uns glücklich thun. Ja, das habe ich gesagt!“

Als sie sich an dem Tisch dicht an dem Balkongeländer niedergelassen hatten, kam Peter schräg über den Brunnenplatz. Sobald er seine Herrschaft dort oben sitzen sah und bemerkte, daß die freundlichen Augen seiner Herrin auf ihn gerichtet waren, nahm er seine Mütze ab und rief:

„Whto will bardou nich drinke. Se häwe hier gewiß nijst anders, als det elendige Gesundhetswatter!“

Man lachte an allen Tischen. Die Mädchen neigten ihre blutrothen Gesichter tief auf die Teller herab und die Mama rief hinunter:

„Still, Peter! Meinst Du, das schickt sich?“

Das Mittagessen erregte Mama Hellvik's mitleidige Bewunderung, je weiter man mit demselben kam.

„Du lieber Gott! Fein und hochmüthig können sie hier sein, und einen anglophen, das verstehen sie auch, als wenn man gerade vom Nordpol daherkäme; aber an so 'nem Fressen finden sie Genüge. Laß nur den Salat, Albert, der ist verdorben... Sie, Mädchen... Ach so, na Fräuleinchen, nehmen Sie es man nicht übel — die Sauce da, die wir zu den Lachsforellen bekamen, die taugt nichts; die paßt höchstens zu Maränen, wenn sie gut gefocht werden, natürlich. Zu Lachsforellen gehört eine ganz andere Sauce, und sagen Sie der Köchin, daß ich gern ein paar Worte mit ihr reden möchte, wenn sie in ihrer freien Zeit ein bischen zur Frau Hellvik, Villa Nr. 7, kommen möchte.“

Nach dem Mittagessen stellte der Doktor die Familie Hellvik ein paar anderen Familien vor und lud dann die ganze Gesellschaft zum Kaffee ein. Onkel Gustav fragte, was sie für so einen Cognac nähmen und nannte den Preis eine offenbare Prellerei. Die Mädchen waren ganz unglücklich infolge ihrer Beobachtungen über die Toiletten der anderen jungen Damen, und Axel hatte unten beim Spiel auf dem Spielplatz gerade seine erste Fenster Scheibe zermeister.

„Welche Bäderform werden die Herrschaften vorzugsweise gebrauchen?“ fragte eine ältere, sehr vornehme Dame Frau Hellvik.

„Ja, liebe Frau Waller, wir baden alle Formen, nämlich den ganzen Körper. Wir sind, Gott sei Lob, nicht krank und brauchen es gar nicht; aber Sie können sich gar nicht denken, wie schön es für uns sein wird, sich immer rein und sauber zu fühlen. Denn, sehen Sie, bei uns daheim haben wir eine ganze Viertelstunde bis zum See, und man weiß ja, wie die Mädchen sind, wenn man einmal ein paar Kessel warmes Wasser extra haben will!“

II.

Ein paar Tage vergingen, an denen Frau Hellvik stiller und verschlossener erschien, als beim ersten Mittag. Und auch die Mädchen schienen wehmüthig gestimmt zu sein. Dann verschwanden sie plötzlich alle drei, ohne daß es von vielen bemerkt wurde; aber Papa Hellvik und Onkel Gustav gingen umher und langweilten sich offenbar sehr. Karlchen weinte regelmäßig jeden Abend nach Mama und den Schwestern, und der junge Axel ließ seinem lebhaften Temperament so freien Lauf und machte so viel Unfug und erregte so viel Aergerniß, daß der Bade-Inspektor als eine Art Ordnungsmacht am Plage schon daran dachte, ihn in Ertrazucht zu nehmen.

Beim vierten Mittag nach dem Verschwinden der Damen Hellvik bekam die Kurgesellschaft ein prachtvolltes Schauspiel zu sehen; die ganze Familie Hellvik kam in noch nicht gesehener Gala von der Villa Nr. 7 dahergezogen. Voran ging Onkel Gustav in feinem schmutztaubraunen Rock, aber mit hellgestreiften, beunruhigend jugendlichen Beinleidern und einer Weste, die nach der letzten Wäsche vor sieben Jahren blendend weiß geworden und seitdem niemals benutzt worden war. Dann folgten Papa und Mama, Arm in Arm. Papa mit seinem weißen Kinderkopf und seinem schwarzen Gehrock von etwas altem Schnitt sah immer fein aus. Aber Mama — sie prunkte in blutrother Seide von solcher Prima-Qualität, daß sie für sich hätte stehen können, mit reichen, hellvioletten Federn im Haar und einer dicken, goldenen Kette mit Brillanten-Medaillon um den Hals. Anna und Gerda hatten reizende, kostbare helle Kleider an. Alles überaus modern.

Hundert Augenpaare richteten sich vom Restaurations-Balkon her auf den strahlenden Aufzug; man fragte einander unruhig, ob es am Nachmittage vielleicht ein größeres Fest gäbe, von dem man noch nichts erfahren hatte, und empfand eine wahre Erleichterung, als man den kleinen Karl in seinem gewöhnlichen Anzug und Axel — die beiden bildeten die Arrièregarde — mit zersprungenem Mützen-schirm mitten in all diesem Staat sah.

Die Mädchen waren offenbar verlegen und Anna flüsterte:

„Mamachen!“

„Was denn, mein Kind?“

„Ich fürchte, nun sind wir zu fein für einen Wochentag“

Aber da wurde Frau Hellvik ärgerlich, drehte sich herum und sagte mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Schärfe:

„Das wäre merkwürdig! Erst waren wir nicht fein genug, und nun, da wir in Seestadt gewesen sind und in vier Tagen alle Mode-Meisters auf den Kopf gestellt haben, sind wir wieder zu fein! Das will ich nicht noch einmal hören! Wenn schon, denn schon!“

Da sie ihres Toiletten-sieges auf der ganzen Linie sicher war, strahlte sie am Nachmittage in bester Laune, ließ sich durch den Doktor und Frau Waller Personen zur Rechten und Linken vorstellen oder stellte sich auch selbst vor und machte, wie sie es auch an die Probstin daheim schrieb, „viele vortreffliche Bekanntschaften, darunter einige wirklich feine. Aber die meisten Damen sind so merkwürdig unbeholfen in ihrem Wesen und es fällt ihnen bisweilen schwer, sich fließend auszudrücken. Und sie gehören doch der „großen Welt“ an, sagt Schwager Gustav! Aber, liebe Lina, ein offenes Wesen und ein ungezwungener, wenn auch nobler Ton ist doch wohl der beste Beweis dafür, daß wir „bessere Leute“ sind! Die meisten Herren dagegen sind sehr nett und lachen immer, und amüsiren sich, wenn ich mit in der Gesellschaft bin!“

Aber wie dem auch sein möchte, Frau Hellvik fühlte sich von ihrem ungewohnten Staat doch ein wenig bedrückt, denn am Abend, als sie und die Mädchen sich in

ihren Zimmern, zwischen denen die Thüren offen standen, umkleideten, während Papa und Onkel Gustav auf der Veranda Zigarren rauchten, warf sie das Blutrotze auf das Sopha, daß es krachte, und sagte:

„Na, ich meine, nur haben wir sie genug zerkrutert, Kinderchen, und natürlich sollen sie auch noch die beiden andern Ausstaffirungen, die wir uns angeschafft haben, zu sehen bekommen, darauf können sie sich gefast machen; aber wenn sie dann wissen, daß wir solchen Blunder haben, dann können wir bisweilen auch in den Kleidern aufathmen, die wir von Hause mitgebracht haben!“ — — —

Diejenigen von der Kurgesellschaft, welche der Familie Hellvit von Anfang an am besten gefielen und die ihnen dafür eine artige, ruhige Freundlichkeit erwiesen, war ein Ehepaar Wallers, Leute in reiferem Alter; er war Fabrikbesitzer; sie schienen keine Bekanntschaften zu suchen; schlossen sich aber bereitwillig denen an, die ihnen entgegenkamen. Ferner ein junger Baron Sternfeldt, Gutsbesitzer in Wäerland, ein schöner Mann mit feinem Benehmen, das Ziel liebevoller Fürsorge vieler Mütter und Töchter, die es durchaus nicht fassen konnten, daß er es so oft und so lange „mit den lächerlichen Hellvit's aushalten konnte“. Und schließlich ein stiller und zurückhaltender, etwa fünfunddreißig-jähriger Mann mit dem plebejischen Namen Nilsson, ein Räthsel für die ganze Kurgesellschaft. Er hatte eine männliche, kräftige Figur und gehörte zu dem ernstesten, düstern Typus, ein angenehmes Gesicht und ein wohlklingendes Organ, aber er war so auffallend zurückhaltend, bisweilen fast verlegen, daß man sich manchmal darüber einigte, „es könnte mit ihm wohl nicht weit her sein.“ Da kam eines Vormittags mit dem Dampfboot von Seestadt ein französischer Tourist, der für einige Tage dableiben wollte, dem es aber schwer fiel, sich denen verständlich zu machen, die sich auf dem Brunnplatz seiner annehmen wollten.

Da kam Herr Nilsson ganz ruhig vom Billardsalon herab, durch dessen offenes Fenster er gehört hatte, um was es sich handelte, stellte sich dem Fremden vor und bot ihm artig seine Hilfe an, in einem Französisch, wie es keine Schule beibringen kann, sondern nur mehrjährige Uebung in französisch sprechender Umgebung.

Und wenn im Gespräch von diesem oder jenem Platz in Europa die Rede war, dann konnte Herr Nilsson, schüchtern und bescheiden wie immer, seine Meinung über den Prater in Wien, den Dom in Mailand, die City in London aussprechen.

„Ein Emporkömmling ohne Erziehung?“ Einige, welche diese Meinung vertraten, wußten nicht recht, was sie sagen sollten, als sie ihn an einem Vormittag im Lesesaal damit beschäftigt fanden, die Kenntnisse des jungen Axel, mit dem er dort allein saß, in der Muttersprache des Cicero zu prüfen. — — —

Am dritten Tage nach Frau Hellvit's großer Toiletenschlacht hatte Onkel Gustav die ganze Clique zum „Kaffee mit Zubehör“ im Kurpark eingeladen. Es lief alles sehr nett ab, und Onkel Gustav hatte sich nur ein einziges Mal vergessen und begonnen laut zu denken, indem er auf eine haarbewachsene Erhöhung auf Frau Wallner's Wange hinstarrte und deutlich hörbar murmelte: „Häßliches Frauenzimmer eigentlich; möcht' nur wissen, ob sich die W... W... Warze da nicht ausschneiden ließe!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Spielwaaren.

Man kann die Spielwaaren in drei Klassen theilen: die erste Klasse enthält diejenigen Gegenstände, die mit dem kindlichen Auffassungsvermögen am engsten zusammenhängen; diese Sachen sind der Kinderwelt in allen Gegenden geläufig. Die zweite Klasse nimmt auf das Land und die Gewohnheiten der Leute, auf die Eigentümlichkeiten seiner Bewohner Rücksicht. Die dritte Klasse endlich bilden die Kulturspielwaaren, getragen von dem Geiste der Zeit, ihren Erfindungen und Entdeckungen. Sie sind ein Widerschein und Abglanz der kulturellen Entwicklung der Völker in Kunst und Wissenschaft.

Die Kinderwelt ist eine eigene Welt für sich. Die stete Beweglichkeit des Kindes prägt sich auch in der Bevorzugung des Spielzeugs aus. Ein Spielzeug, mit dem sich nichts machen läßt, ist eben keines. Die Peitsche, der Kreisel, die Schussler und Märbel, die Pfeifen und Matschen, die Schlottern zc. sind die ersten Spielzeuge des Knaben. Er kann sie nach seinem Willen in Bewegung setzen, er kann damit hantieren nach seiner Art. Das Pferdchen darf noch so ungeschickt aussehen, wenn es nur ein Pfeischen hat, dessen

schrille Töne er kräftig erschallen lassen kann. Der Kreisel darf noch so dürrig sein: wenn er sich nur recht schlagen und drehen läßt; Bewegung und Leben ist die Hauptfrage. Man gebe dem Kinde die schönst geschmückte Thiere, es wird stets zu seinem Pfeifenpferde greifen. Man gebe ihm den schönsten Baufasten, es wird den allergewöhnlichsten Sandhaufen bevorzugen, weil da seine Phantasie frei gestalten und schaffen kann.

Auch die Mädchen haben ihre eigenen bevorzugten Spielwaaren: Küchengeschirre und Puppen. Mit beiden läßt sich etwas machen, man kann kochen, was ein Puppenmagen verdauen kann, und man kann die Puppen aus- und anziehen, auch wenn das Gewand bloß ein alter Fegen und die Puppe selbst im Nothfall bloß ein Stiefelzieher ist. Die Puppe muß täglich, stündlich anders aussehen, die Küchengeschirre werden immer anders gepackt, auch fortwährend anderen Gebrauchszwecken unterstellt. Wie das Mädchen seine Eigenart schon bei Handhabung seiner Spielachen zeigt, so auch der Knabe. Jeder ist in der Benutzung seiner Spielachen ein Philosoph: Zum Schluß muß das Spielzeug gebrochen oder jagen wir lieber zerlegt werden! Man muß über den Organismus klar sein, und erst dann wird es doppelt werthvoll, Dinge, die an und für sich schon in verschiedene Gestalten sich theilen oder bewegen lassen, sind deshalb besonders bevorzugt: der Hampelmann, der Hauswurfel mit drehbarem Kopf und Gliedern, der Kasperl und das Kasperltheater, der höchste Gemüß für kleine Kinder und solche große, die der Plastik nicht die frohen Erinnerungen aus der Kinderzeit geopfert haben.

Die Handfertigkeit, die man heute als Unterrichtsgegenstand kultivirt, bringt das Kind in der Anlage schon mit sich und bildet sie ganz vornehmlich in der Hantirung mit Spielachen aus, und man muß den Eifer sehen und das Vergnügen, welches diese kleine Welt empfindet, wenn es ihr gelungen ist, ein defekt gewordenes Ding eingermäßen wieder in Gang zu bringen. Hierin muß man den Kindern freie Hand lassen; ein Einreden, eine Anweisung oder Belehrung würde nicht bloß den Zweck verfehlen, sondern den Kindern auch alle Lust verderben.

Das bayerische Gewerbemuseum in Nürnberg ist im Besitze einer großen Sammlung von Spielwaaren aus den verschiedensten Ländern, die in dem neuen Hause eine übersichtliche und zweckentsprechende Aufstellung gefunden haben. Da sind z. B. aus China Puppen und Figuren mit beweglichen Köpfen und Beinen, Schildkröten mit beweglichen Köpfen, Turner und Akrobaten; aus Dänemark Fuhrwerke und Pferde; aus Holland Säugergeräte, Baarenhäuser, Jugbrücken, Theemaschinen; aus Rußland Küchengeschirre, Holzthiere, Hirten- und Bauernfiguren, fliegende Vögel, Banern und Bären, gemeinsam am Ambos arbeitend; aus Amerika gußeiserne Bahnen, Gelbgränule u. dergl.

Diese letzteren Gegenstände fielen eigentlich aus dem Rahmen heraus, in den man üblicherweise die Spielwaarenindustrie eingestelt: sie sind, wie sie ja auch zunächst zu Andenken für die Fremden bestimmt sind, mehr Schau- und Erinnerungssache, als nützlich brauchbare und benutzbare Spielwaaren. Im übrigen zeigt sich in den vorgenannten nationalen Spielwaaren der verschiedenen Völker der Uebergang von dem primitiven Spielzeug des Kindes zu dem, was wir das kunstgewerbliche Spielwaarengros nennen.

Man hat in jüngster Zeit besondere Fachschulen für Hebung und Förderung der Spielwaaren-Industrie gegründet. Am deutlichsten treten die Erfolge in Porzellan- und Oberammergau entgegen. Die alten stereotypen Gemäse, Girische und Meße zc. haben in Modellirung und Ausführung einen Charakter angenommen, der sie zu Kunstwerken stempelt. Die alten, mitunter schauerlichen Kruzifixe aus Oberammergau sind äußerst kunstvollen Formen gewichen. In Porzellan- und Garmisch leistet die Schmeißschule vorzügliches, ebenso strebbar sind die beiden Schulen in der Rhön. Alle diese Gegenstände sind aber für reifere Kinder und in ihrer Wirkung, wie die prächtigen Zimmfiguren aus Nürnberger Fabriken, mehr Unterrichts- als Spielmittel. Sie werden Verständnis und Sinn für schöne Formen und ihre charakteristische Auffassung und Darstellung und sind vorzügliches Anschauungsmaterial für den Unterricht im Zeichnen und der Naturgeschichte.

„Puppenhäuser“, die diesen Zwecken dienen sollten, wurden auch in früheren Zeiten schon eingerichtet. Neben den vielen Puppenhäusern, die uns heute noch erhalten sind, haben wir auch Beschreibungen und Abbildungen von solchen, z. B. von dem großen Puppenhaus in der herzoglichen Residenz in München, und in einem im Germanischen Nationalmuseum befindlichen Blatte lesen wir, daß ein von einer Nürnbergerin hergestelltes Puppenhaus den jungen Mädchen gegen Eintrittsgeld gezeigt wurde, damit sie daraus lernen, wie sie später „hausen“, d. h. haushalten und ihre Zimmer einrichten sollen.

Die Bedeutung, welche die Spielwaarenindustrie durch den Einfluß der Kunst erhält, ist äußerst hoch zu schätzen. Hat doch vor einem Jahre eine italienische Zeitung sich dahin ausgesprochen, daß aus diesem Lande jährlich ca. zehn Millionen Lire für fremde Spielwaaren gehen, weil in Italien die Künstler sich nicht herbeilassen, für die Spielwaarenfabriken des Landes zu arbeiten. Mag die Summe auch übertrieben sein, immerhin ist damit die Bedeutung der Kunst für das Spielwaaren-gewerbe bewiesen.

Wiel wichtiger aber scheint noch der Einfluß der Wissenschaft auf diese Industrie zu sein. Alle neueren Erfindungen und Erfahrungen, so klein oder so groß und weltbewegend sie sein mögen, legen einen gewissen Rückstand in der Spielwaarenindustrie ab.

Die Erfindung der Lithographie hat sich wohlthätig für die ganze Menge der Papp-Spielwaaren, der Zusammenspieltische und dergleichen erwiesen. Ohne sie würde ein großer Theil unserer gesammten Spielwaaren-Industrie brach liegen. Die Erfindung des Metalldrückens ging eigentlich von der Spielwaaren-Industrie aus und leistet ihr heute noch wesentliche Dienste. Unsere Glas- und Porzellanfabriken müßten zum Theil ihre Beschäftigung beschränken, wenn die Spielwaaren nicht wären. Die Erfindungen in Bezug auf Dampfmaschinen und Eisenbahnen haben der Spielwaaren-Industrie neue und ungeahnt große Arbeitsfelder eröffnet. Die Mechanik liefert fort und fort neue Apparate, Elektrizität und Magnetismus sind in deren Dienst getreten. Laterna magica und Nebelbilder-Apparate finden sich vielfach, Musikvorrichtungen werden in Kreisel und Ratschen, in Kaleidostope u. a. eingelegt, bewegliche Thiere aller Arten und Gattungen erfüllen mit täuschend nachgebildeten Stimmen die Kinderstube, der Kukul verblüddigt die Stunden und das sprechende Bilderbuch aus Romberg macht die stummen Figuren sprachbegabt.

Unser Verkehr mit dem Orient hat uns die Völkertypen des Ostens bekannt gemacht; in den Spielwaarenläden kann man oft mehr Kulturgeschichte sehen, als man aus Büchern studiren kann.

So tritt die moderne Spielwaaren-Industrie als ein ganz bedeutender Faktor in unserm Kultur- und Erziehungsleben auf. Eben so groß aber ist die wirtschaftliche Bedeutung derselben. Man muß nach Thüringen, nach Sonneberg, Lauscha und in die Porzellanfabriken gehen, um zu sehen, welsch riesigen Umfang diese Industrie genommen hat, man muß bedenken, daß der kleine Lamertwinkel im oberen bayerischen Wald jährlich wenigstens hunderttausend Mark für Nothspielwaaren einnimmt, die in Nürnberg, Fürth zc. erst ausgearbeitet werden, um zu erkennen, daß einzelne Geschäfte, die mit Spezialitäten, wie Kinderkreiseln, sich befassen, im Laufe von zwanzig Jahren aus kleinen Werkstätten mit einem Lehrling sich zu Fabriken mit 300 Arbeitern emporgeschwungen haben.

Max Baumgart.

Kleines Feuilleton.

— **Christbaumschmuck.** In den romantischen Thälern Thüringens wird viel Industrie getrieben, aber hier hat sich die Form festgesetzt, in welcher die schönste Ausbeutung stattfindet. Statt großer Fabriken findet man nur Kaufleute, die entweder Rohmaterial verkaufen, oder fertige Produkte kaufen. Formell ist der Arbeiter Unternehmer, thätiglich aber schlimmer ausgebeutet, als der bedrückteste Fabrikarbeiter. Weit verbreitet ist die Hausindustrie in Meiningen. Hier werden Produkte angefertigt, die am Weihnachtsabend die Freude der Kleinen erhöhen, aber nur selten denkt der Geber oder Empfänger der Spielsachen an die Mühe und Anstrengung, die deren Hervorbringung gemacht hat. Sonneberg ist die Heimath der Puppen; dort sind Männer, Frauen und Kinder von früh bis spät mit der Herstellung dieses Lieblingspielzeuges der Mädchen beschäftigt. Von Sonneberg führt eine breite Chaussee durch Steinach, den Hauptort der Griffelindustrie, nach Lauscha. In diesem Orte ist Glas das Rohmaterial, aus welchem die mannigfaltigsten Sachen hergestellt werden. Die erste Glashütte des Thüringer Waldes wurde hier im Jahre 1597 von dem Schwaben H. Greiner und dem Böhmen Chr. Müller errichtet. Heute sind mehrere Glashütten dort. In den Hütten werden aber nicht fertige Gebrauchsgegenstände, wie Flaschen, Gläser, Fensterscheiben u. s. w. hergestellt, sondern die Produktion beschränkt sich auf die Anfertigung von Glasröhren und Stäben, die in der Hausindustrie weiter verarbeitet werden. Schon der Kufenhalt in der Nähe der Glashütten bietet den Fremden seltsame Bilder. Paarweise kommen die Arbeiter mit großen, glühend rothen, weichen Glaslumpen aus der Hütte heraus. Der Bläser beginnt, den Klumpen aufzulösen, und nun zieht der andere Arbeiter den Klumpen in die Länge. So entstehen Röhren von verschiedenen Dimensionen, die nun auf der Holzunterlage im Freien abkühlen. Die Röhren werden in Stücke von etwa einem Meter Länge gebrochen und ins Lager gebracht. Vor dem Lager spielt sich oft ein reges Leben ab. Vermuthlich gekleidete Frauen und Kinder kommen mit Tragkörben, um Glas einzulaufen. Je nach den verfügbaren Mitteln werden größere oder geringere Quantitäten eingekauft.

Geht man durch die Straßen von Lauscha, so hört man überall das Säusen der Stichtammen. Jede ärmliche Wohnhütte ist gleichzeitig Fabrik. Am besten gestellt sind die Arbeiter, welche Glas-agen machen. Die Augenfabrikation ist schon sehr mannigfaltig. Sowohl menschliche Augen wie Thier- und Puppenaugen werden in großer Anzahl hergestellt. Während die ersteren an Optiker und Händler künstlicher Gliebmachen in der ganzen Welt verhandelt werden, ist für die letztere Sorte Sonneberg fast der einzige Absatzmarkt. In anderen Häusern werden Thiere und andere Figuren und Spielsachen aus Glas hergestellt. Zu bewundern ist die Gewandtheit, welche die Arbeiter erlangt haben. Ohne Anwendung von Formen werden Thierköpfe in der Stichtamme gemacht. Nur durch Blasen und Necken werden die einzelnen Glieder der Thiere gemacht und angefügt, bis ein ganzes Thier, z. B. ein Hirsch, fertig ist. Erst zum Formen des Mauls bedient sich der Glasbläser einer Zange, des einzigen Werkzeuges, welches er benützt. In anderen Häusern wird Glas geipponen. Das Glas wird zu so dünnen Fasern verarbeitet, daß ein

Menschenhaar noch da aussieht, wenn man es neben das Glashaar hält. Der sonst so spröde Stoff wird so biegsam, daß man aus ihm kleine Körbe und ähnliche zierliche aber dauerhafte Sachen herstellen kann.

Der größte Theil der Glasarbeiter ist mit Herstellung von Christbaumschmuck beschäftigt. Kuppeln und andere Thierfiguren werden in mannigfachen Formen und Farben in großer Anzahl hergestellt. Auch hier ist eine Zange fast das einzige Handwerkszeug. Während der Mann von früh bis spät an seiner Stichtamme sitzt und eine Figur nach der andern bläst, sind Frau und Kinder damit beschäftigt, den Figuren die glänzenden Farben zu geben, welche eine oft verblüffende Wirkung auf den Beschauer ausüben. Selbst die kleinsten Kinder müssen mithelfen. Reich ist ihr Geschick noch nicht aus, bei der Herstellung mitzuwirken, dann müssen sie bei der Verpackung mithelfen. So kann man die fleißigen Leute in emsiger Thätigkeit sehen. In der Zeit, wenn alle Menschen sich über die Produkte der Arbeit aus diesen Thälern freuen, dann herrscht dort das größte Elend.

Im Sommer und Herbst laufen die Großkaufleute Weihnachts-sachen ein. Sind die Weihnachtsbestellungen fertig, dann stockt das Geschäft. Die Kaufleute wollen noch kein Geld in Waaren hineinstecken, die sie erst nach Monaten gebrauchen können. Auch wissen sie noch nicht, nach welchen Formen und Farben zur nächsten Weihnacht die größte Nachfrage sein wird. Die Weihnachtszeit ist daher in jenen Thälern die Zeit der größten Noth. Nur diejenigen, welche etwas Vermögen haben, können fortarbeiten und Lagerbestände in Stapelartikeln schaffen, die sie verkaufen, sobald die Einkäufe der Kaufleute beginnen. Trotz der dort herrschenden großen Noth hat sich die Bevölkerung Lebenskraft und Kampfesmuth bewahrt. Dort hat der Sozialismus feste Wurzel geschlagen und dieselben Leute, welche einen Theil des Jahres Tag und Nacht arbeiten, in anderen Zeiten nichts zu leben haben, sind die zähesten Verbreiter sozialistischer Ideen. Der zweite Meiningen'sche Wahlkreis, in dessen Mittelpunkt Lauscha liegt, wurde 1893 für die sozialdemokratische Partei erobert. Trotz der rückständigen Produktionsform, trotz des Fehlens großer Fabriken, trifft man dort Pioniere der neuen Zeit in großer Anzahl.

Um die Zeit der Noth etwas abzukürzen, haben die Christbaum-schmuck-Arbeiter den Versuch gemacht, direkt mit den Konsumenten in Verbindung zu treten. Sie senden kleine Postpakete an Private. Der Vertrauensmann unserer Partei in Lauscha, Schuhmacher Guido Müller, ist bereit, etwaige Bestellungen an die Arbeiter zu übermitteln.

Literarisches.

— Robert Schweichel's geschichtlicher Roman „Um die Freiheit“, der während des Sommers in diesen Blättern zum Abdruck gelangte, ist jetzt als starker Band (627 Seiten) bei J. G. B. Dieck Nachfolger in Stuttgart herausgekommen. — Preis broch. 6 M.; gebunden 7,50 M. —

Musik.

sz. Briefe Richard Wagner's an Emil Gedel. Zur Entstehungsgeschichte der Bühnenspiele in Bayreuth. Herausgegeben von Karl Gedel. Berlin. S. Fischer. 1899. — Die Veröffentlichungen von Material zur näheren Erkenntniß Wagner's mehren sich gerade jetzt; die vorliegende schafft uns zwar im großen Ganzen kein neues Bild von ihm und seiner Sache, bringt uns aber doch den Meister künstlerisch, menschlich und geschichtlich näher. Emil Gedel war Pianofortehändler in Mannheim und stellte sich als einer der Ersten in den Dienst Wagner's und namentlich des Bayreuther Unternehmens. Wir erfahren von einer Fülle von Einzelheiten in Briefen und in dazwischen vertheilten Erinnerungen Gedel's, wie furchtbar schwer es zuerst mit den äußeren Erfolgen und später immer noch mit dem eigentlichen Verständniß der Sache vorwärts ging, und wie Wagner sich selber treu genug blieb, um mehr nach diesem Verständniß als nach jenen Erfolgen zu streben — das Gratuliren zu seinen „Erfolgen“ empörte ihn geradezu. Werthvoll bleiben solche Veröffentlichungen für immer als Beiträge sozujagen zur Kenntniß der Technik, die nöthig ist, um wesentlich neue Bestrebungen zum wirklichen Gelingen zu führen. Aus dem vorliegenden Beitrag darf man vielleicht die allgemeine Vermuthung folgern, daß, wenn nur einmal eine große Idee oder wenigstens ihr Grundgedanke in zahlreichen Seelen und darunter in selbstschöpferischen Individualitäten Feuer gefangen hat, sie von ihnen auch über die materiellen Nöthe hinübergetragen wird, jedoch unter dem Mangel eines solchen persönlichen Erfolges am allermeisten leidet. In diesem Sinne werfen die Bemerkungen am Schluß des Buches vielleicht auch ein neues Licht auf das gegenwärtige Bayreuth. —

Kunst.

— Der Etat des Reichsamts des Innern fordert diesmal auch einen Betrag von 75 000 M. aus Reichsmitteln, um in einem monumentalen Werke den Ursprung, die geschichtliche Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand der Fresken in der Sixtinischen Kapelle, welche täglich mehr verblasen und vielleicht einst völlig verschwinden werden, für alle Zeiten festzuhalten. Das Werk soll in zwei große Bände mit einem reichen urkundlichen Material und zahlreichen erläuternden Abbildungen zerfallen. In einem besonderen Bande werden alsdann die bisher weit zerstreuten, schwierig zu beschaffenden und noch nicht nach einem einheitlichen Plane aufgenommenen Abbildungen der Fresken in Lichtdrucktafeln auf Grund neuer Ausnahmen mit Hilfe der besten

modernen Verbielfältigungsverfahren vereinigt werden. Der erste Band des Werkes und ein Theil der Lichtdrucktafeln soll bereits im Jahre 1900 erscheinen; für die Fertigstellung des ganzen Werkes sind fünf Jahre in Aussicht genommen. — In der Begründung wird auf die Unentbehrlichkeit eines solchen Werkes für die Kunstwissenschaft hingewiesen. Die sizilianische Kapelle ist das monumentale Gesamtgedenkenmal der italienischen Renaissance-malerei, die sich hier in ihren drei Hauptrichtungen darstellt: in den Freskogemälden der Seitenwände ist die Frührenaissance in ihren größten Meistern vertreten, die Wandmalereien Michel Angelo's stellen den Höhepunkt der künstlerischen Leistungen in der Hochrenaissance dar, das jüngste Gericht desselben Meisters an der Wand des Hochaltars ist die überragende, den Charakter der späteren Kunst bestimmende Leistung der Spätrenaissance und bildet den künstlerischen Abschluß der unter dem Namen der Renaissance zusammengefaßten Kulturepoche. —

Aus der Pflanzenwelt.

t. Blausäurehaltige Pflanzen. Es ist gewiß wenigen bekannt, daß die wegen ihrer Giftigkeit gefürchtete chemische Verbindung der Blausäure im Pflanzenreiche eine ziemlich bedeutende Verbreitung hat. Der Stoff ist sogar vorzugsweise in Pflanzen enthalten, die dem Menschen ganz besonders nahe stehen. So besitzen die jungen Knospen der wilden Johannisbeere und einer verwandten Art in Kalifornien einen Gehalt von Blausäure, der freilich außerordentlich gering ist (nur einige Milligramm auf 100 Gram) und nach vollständiger Entwicklung der Pflanzentheile gänzlich verschwindet. Außerdem ist der Giftstoff ein Bestandteil vieler Pflanzen aus der Rosenfamilie, findet sich aber auffälligerweise niemals bei den kultivierten Rosen. Ferner ist der Stoff in den Samen der japanischen Mispel bis zu 0,04 pCt. vorhanden. Am auffallendsten wird es vielleicht erscheinen, daß unsere bekannte Akelei (*Aquilegia vulgaris*) ebenfalls zu den blausäurehaltigen Pflanzen gehört und sogar in ihren Blumen, vornehmlich in den jungen Samentafeln, freie Blausäure sich nachweisen läßt. Der französische Botaniker Héribert, der die vorstehenden Thatsachen in den „Nouvelles Mémédes“ veröffentlicht hat, soll jetzt noch feststellen, ob die Blausäure nur in den grünen Theilen der Pflanzen vorkommt. —

Astronomisches.

— Der Luftballon als Sternwarte. Am den Sternschnuppenfall der Leoniden, der in der Nacht vom 14. November und den umliegenden Nächten erwartet wurde, trotz trübem Himmel zu beobachten, kam der französische Akademiker Janssen auf den Gedanken, einen Luftballon mit Beobachtern zu besetzen und über die Wolken emporsteigen zu lassen. Wie er in den Comptes rendus berichtet, stiegen in der Nacht vom 13. auf den 14. die beiden Assistenten Janssen's, die Herren Dumoutet und Hansky in einem Ballon von 1200 Kubilmeter Gasinhalt auf, um die Meteore zu beobachten, während die Lenkung des Luftballons Herrn Cobalzar anvertraut war. Um 2 Uhr nachts erfolgte der Aufstieg, weil erst um diese Zeit der Ausstrahlungspunkt der Meteore hoch genug am Himmel stehen konnte, um das Schauspiel zu voller Entfaltung kommen zu lassen. Schon bei 150—200 Meter Erhebung war die Wolkenschicht durchdrungen, und der Nachthimmel lag in seiner ganzen Reinheit vor den Augen der Beobachter. Leider wurden die Anstrengungen und Kosten des Unternehmens nicht genügend belohnt. Nur 25 Glieder des Löwensterns wurden von da bis zum Morgen grauen gesehen. Die Beobachter landeten dann nach Tagesanbruch nicht ohne Mühe in einem großen Walde, auf den sich der Ballon herabgesenkt hatte. Leider war es nicht möglich, den Ballon für die nächste Nacht wieder herzurichten und von neuem steigen zu lassen. Und gerade diese Nacht, die vom 14. auf den 15., war es, wo das Maximum des Falles nach den Berechnungen Verberich's zu erwarten war. Es liegen darüber bis jetzt nur die Beobachtungen der Sternwarte in Lyon vor, wo zwei Beobachter thätig waren. Der erste zählte von 8 bis 12¼ Uhr überhaupt 84 Sternschnuppen, von denen 22 aus dem Löwen kamen, der zweite von 1¼ bis gegen 5 Uhr morgens aber 134, es kam also in dieser Zeit eine Sternschnuppe auf 1½ Minuten. Immerhin ist auch dieser reiche Fall nur ein schwacher Vorbote des 1899 mit Sicherheit zu erwartenden. Daher schlägt auch Janssen der Pariser Akademie vor, dann mehrere Sternwarten mit Ballons auszurüsten, um von den Wolken ganz unabhängig zu sein. —

Technisches.

— Hartgummi-Abfälle lassen sich nach der „Gummi-Zeitung“ zu einem guten Firniß verarbeiten, der schnell trocknet, vom schönsten Goldgelb bis zum undurchsichtigen, schönen Braun aufgetragen werden kann und namentlich auf Metall gut haftet. Das bei Herstellung dieses Firnisses einzuschlagende Verfahren ist folgendes: Die Hartgummi-Abfälle werden in einen eisernen Topf gethan, mit einem Deckel gut zugedeckt und der Topf auf ein glühendes Kohlenfeuer gestellt. Nach etwa fünf Minuten nimmt man den Topf vom Feuer und sieht nach, ob die Abfälle geschmolzen, daß sie sich leicht ausgießen lassen und ungeschmolzene Stücke nicht mehr vorhanden sind, was man leicht mit einem dicken Draht feststellen kann, so gießt man den Inhalt des Topfes auf ein Stück Blech, welches vorher mit Fett zu bestreichen ist, damit die Masse nach ihrer Erstarrung leicht abspringt. Das erkaltete Blech

wird zerbröckelt und mit Benzol, auch mit rektifizirtem Terpentinöl, übergossen. Nach vollständiger Lösung, welche durch öfteres Umschütteln beschleunigt wird, gießt man die Flüssigkeit von den Verunreinigungen, die sich stets im Hartgummi vorfinden und am Boden des Gefäßes zurückbleiben, vorsichtig ab. —

Humoristisches.

— Empörend. Komtesse (vor einem Neubau): „Sieh mal den Maurer, Mama, der schneuzt sich mit der Hand und nimmt dann wieder die Steine, um weiter zu bauen.“
Gräfin: „Wahrscheinlich! Und in solchen Häusern soll man dann wohnen!“ —
— Zureden hilft. Chef (zum neuen Reisenden): „Grimmig u. Co. ist unsere beste Kundschaft, und Sie haben auch von dort keinen Auftrag mitgebracht?“
Reisender: „Ich habe mir die größte Mühe gegeben. Bin sogar dreimal hinausgeworfen worden!“
Chef (heftig): „Dreimal? — Die kaufen doch immer erst nach dem vierten Male!“ —

Der Reaktionsär.

Als strammer Landrath fängt er an,
Er piefakt vehement,
Und wenn er viel gepiefakt hat,
So wird er Präsident.
Als solcher piefakt er noch mehr
Das liebe Publikum,
Nach ein'gen Jahren kriegt er dann
Ein Ministerium.
Da macht er sich sehr unbeliebt,
Dem Volke trotzt er dreist,
Bis daß man ihm mit Ach und Krach
Das Portefeuille entreißt.
Da denkt man, daß er fertig ist,
O welche Utopie!
Jetzt wird er Oberpräsident,
Doch los wird man ihn nie! —
(„Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Eine Berliner Zeitung veröffentlicht eine Serie „Parlamentarische Charakterköpfe“ und darin gleich als zweiten den — Dr. Lieber! —
— Theodor Mommsen, der am vergangenen Mittwoch seinen 81. Geburtstag feierte, hat ein neues großes Werk über römisches Kriminalrecht, ein Seitenstück zu seinem römischen Staatsrecht, vollendet. Dasselbe ist bereits so weit vorgeschritten, daß sein Erscheinen schon in nächster Zeit erwartet werden darf. Mommsen trägt sich jetzt mit der Absicht, den noch fehlenden vierten Band seiner Römischen Geschichte fertigzustellen. —
y. In den Schloßanlagen von Celle wurde nachts eine Frau durch einen Stich ins Herz ermordet. —
— In Essen wurde eine Prostituirte durch Weibhiebe erschlagen aufgefunden. Ein verheiratheter Mann wurde als der That verdächtig verhaftet. —
— Die „morganatische“ Gemahlin des Kaisers Alexander II. von Rußland, eine Fürstin Turiovsky, wird auf ihren großen Reisen immer von einer beträchtlichen Zahl von Hunden begleitet. Die „fürstlichen“ Hunde reisen unter Aufsicht besonderer Wärter mit nicht geringerem Komfort wie ihre „Herrin“ selber, die allein für die unterwegs einzunehmenden Mahlzeiten jedes Thieres zwei Rubel den Tag bewilligt. —
— Durch einen Erdruß wurde ein Hof bei Tromsö (Norwegen) zerstört; acht Personen wurden getödtet, mehrere verletzt. —
— Im Hafen von Como wurde eine Barke mit 10 Insassen von einem Windstoß ungeworfen. Sieben Personen ertranken. —
— In den Straßen von Omdurman wurde jetzt von einem Soldaten der Wrief des Generals Gordon gefunden, in dem dieser auf die Aufforderung des Mahdi, sich zu ergeben, erwiderte. —
— Im Goldbistrikt Atlin in Britisch-Columbien ist ein feuerspeiender Berg entdeckt worden. Er brennt so heftig, daß die Bergleute während des langen arktischen Winters bei seinem Lichte arbeiten können. Im Oktober sah man zuerst Rauch im Gebirge aufsteigen und im November schossen die hellen Flammen empor. —
— Ein vierzehnjähriger Knabe aus Marborough wurde, wie aus Adelaide berichtet wird, beim Holzammeln von einer Todesotter in den Finger gebissen. Hilfe war nicht in der Nähe, ein Gegenmittel besaß er nicht, so nahm er denn, um dem gewissen Tode zu entgehen, kurz entschlossen sein Beil und hieb sich den Finger bis zur Wurzel ab. Bis nach Hause kam er noch, dann aber verließ ihn die Besinnung. Er wird sicher gerettet werden. —